



**HANNA
PODDIG**

**MEINE
ANLEITUNG
ZUM
ANDERS
SEIN**

ROTBUCH

**RADIKAL
MUTIG**

Zu diesem Buch

Es besteht dringender Handlungsbedarf, die herrschenden Verhältnisse zu verändern – Hanna Poddig belässt es dabei nicht bei Lippenbekenntnissen. Sie ist Aktivistin im besten Sinne des Wortes: Ob beim Einkauf im Supermarkt, am Ticketschalter in der U-Bahn oder beim Energiesparen: Sie geht in ihrem Alltag radikal, aber immer friedfertig »mit gutem Beispiel« voran. Und wo es nötig ist, greift sie zu deutlicheren Mitteln, kettet sich an Gleise, besetzt Bäume oder demonstriert vor Atomkraftwerken.

Im Bewusstsein, dass jeder Veränderung die Einsicht vorausgeht, zielt Hanna Poddig auf eine Revolution im Kleinen ab. Ihr Protest genauso wie ihre mitreißenden Ideen dienen stets dazu, ihre Umwelt zum Nachdenken anzuregen.

Zur Autorin

Hanna Poddig, geboren 1985, ist »Vollzeitaktivistin«. Sie war fünf Jahre lang bei der Umweltorganisation Robin Wood aktiv und ist außerdem engagierte Globalisierungskritikerin, Rüstungs- und Militarismusgegnerin. Auf vielen Kongressen, Camps und Tagungen hat sie ihre Ideen und Ansichten bereits vorgestellt, TV-Anstalten wie rbb und WDR sowie viele Printmedien wie *taz*, *Frankfurter Rundschau* oder *Neues Deutschland* haben ihren alternativen Weg bereits vorgestellt. Hanna Poddig lebt in Berlin.

HANNA PODDIG

RADIKAL MUTIG

Meine Anleitung zum Anderssein

Rotbuch Verlag

eISBN: 978-3-86789-511-8

1. Auflage

© 2009 by Rotbuch Verlag, Berlin

Umschlaggestaltung: Buchgut, Berlin

Ein Verlagsverzeichnis schicken wir Ihnen gern:

Rotbuch Verlag GmbH

Alexanderstr. 1

10178 Berlin

Tel. 01805/30 99 99

(0,14 Euro/Min. aus dem deutschen Festnetz, abweichende Preise für Mobilfunkteilnehmer)

www.rotbuch.de

INHALT

- 1 ... aus dem Container?
- 2 Und täglich grüßt der Super-GAU
- 3 Ökostrom und die Eine Welt
- 4 Das Tier im Schokoriegel und: Warum retten Würste das Klima?
- 5 Wie besetze ich ein Genfeld?
- 6 »O₂ wegpömpeln« oder: Warum ich manche Autonome nicht mag
- 7 Wie Panzer Kinder füttern
- 8 Können sich Leitern versammeln?
- 9 Der Aufkleber und die Demokratie
- 10 Wie lege ich eine Polizeiwache lahm?
- 11 Der Blick aus dem Fenster
- 12 Von der Revolution im Kleinen
- 13 Direct Action und Empowerment
- 14 Die Sache mit den Schubladen

ANHANG

- Anmerkung zur verwendeten Sprache
- Tiramisù, vegan
- Musikliste
- Links
- Bücher
- Abbildungsnachweis

»**ICH STUDIERE.** Und was machst du so?«

»Ich bin so was wie Vollzeitaktivistin und grad schreib ich auch noch an einem Buch.«

»Das ist ja spannend. Worüber denn?«

»Über mich und meinen Aktivismus.«

»Was? Du bist dreiundzwanzig und schreibst eine Autobiografie?«

»Nein, so ist es nicht. Es ist keine typische Autobiografie. Es ist mehr so etwas wie eine Anleitung.«

»Eine Anleitung?«

»Na, mittlerweile gibt es doch Reiseführer, die nicht mehr Reiseführer heißen, sondern ›Gebrauchsanweisung für Schweden‹ zum Beispiel. Und so betrachtet, ist dieses Buch so etwas wie ein Reiseführer.«

»Wofür das denn nun?«

»Hm, na ja, für aktivistisches, widerständiges Leben.«

»Eine Gebrauchsanweisung für das Leben?«

»Vielleicht nicht für das Leben als solches, aber dafür, wie eine Möglichkeit aussehen könnte, es kreativ, subversiv und politisch zu gestalten.«

1

... aus dem Container?

Da habe ich Leute zum Essen eingeladen und die wollten doch tatsächlich eine Woche vorher schon wissen, was es gibt. Das weiß ich doch noch nicht – wie soll ich denn ahnen, was dann in den Containern liegt? Ja, richtig gelesen. In den Containern. In den Müllcontainern der Lebensmittelmärkte. Jetzt fängt es bei den meisten Leuten schon an mit den Assoziationen: Schimmel, Windeln, Tampons, Kaffeesatz und stechender Geruch. Aber ich muss die Erwartungen enttäuschen – nichts derart Ekliges ist meine Nahrungsquelle, sondern Tonnen, die sich als Mülltonnen tarnen und in denen sich gute Lebensmittel verstecken. So staunen dann auch immer wieder Leute, was ich so alles hervorzaubere, und noch dazu, in welchen Mengen. Da landen schon mal zehn Packungen Chips an einem Abend auf dem Tisch, und Schoko-Osterhasen kann ich auch schon nicht mehr sehen ...

Lebensmittel haben eine weite Reise hinter sich, bevor sie auf den Tischen der Verbraucher_innen landen. Oft haben sie schon ein paar Hundert oder Tausend Kilometer in Zug, LKW oder Flugzeug zurückgelegt, sind fünfmal quer durch Deutschland gefahren und immer neu verpackt worden und dann erst im Regal des Ladens angekommen. Und an jedem dieser vielen Aufenthaltsorte werden die Lebensmittel weniger – nicht etwa, weil sie schlecht wären, sondern weil irgendetwas mit ihnen »nicht stimmt«. Gemüse zum Beispiel muss immer gekühlt sein. Wenn nun aber die Kühlung des LKW auf der Fahrt von Spanien hierher mal drei Minuten ausgefallen ist, dann wandert die gesamte Wagenladung auf den Müll. Nehmen wir an, die Lebensmittel haben es bis zum Großhändler geschafft, und der merkt nun, dass bei einem

Marmeladenglas ein falsches Etikett aufgeklebt ist. Da steht, Erdbeeren seien drin, und dabei waren es doch Kirschen. Pech für die Kirschmarmelade, denn kein Einzelhändler möchte das seinen Kund_innen anbieten. Pech auch für fünf weitere – korrekt deklarierte – Gläser, denn Marmelade wird beim Großhandel nur im Sechserkarton verkauft. Also: ab damit in den Müll. Und noch ein Blick auf den Einzelhandel: Die Schokodragees sind zwar noch drei Monate haltbar, aber die neue Lieferung ist schon da und im Discounter ist kein Lagerplatz. Auch hier gibt es für die Dragees nur einen Weg: den in die Tonne.

Unmengen von Lebensmitteln werden weggeschmissen, weil es sich finanziell nicht lohnt, damit sparsam umzugehen. Es ist billiger, neue Marmelade zu kaufen, als ein Etikett abzulösen und ein neues draufzukleben. Es ist sogar billiger, sechs neue Gläser Marmelade zu kaufen, als fünf bis zum nächsten Tag aufzuheben, wenn wieder an einer Sechserpackung etwas »nicht stimmt« und das sechste Glas wieder aufgefüllt werden könnte. Konsument_innen und der Einzelhandel erwarten fehlerfreie Ware. Die Lebensmittel reduziert abzugeben lohnt sich meist nicht, die Gewinnspanne wäre dann zu niedrig. Es kommt am Ende mehr Geld dabei heraus, wenn neue Ware bestellt wird und die »nicht stimmige« ohne größeren Arbeits-, Zeit- und Personalaufwand im Müll verschwindet.

Und genau hier werde ich aktiv. Nachtaktiv meistens. Dann gehe ich zu den Containern und nehme mir, was niemand mehr verkaufen will. Meistens schleppe ich mich ganz schön ab damit, weil es alles so wahnsinnig gut aussieht und ich mir vorstelle, was ich alles Tolles kochen könnte – im Endeffekt muss ich doch auch wieder die Hälfte wegwerfen. Na ja, das Fitnessstraining »Paprika tragen« hat mir sicher auch nicht geschadet.

Ich mache das nicht aus Armut, ich mache das, weil es mich ankotzt – Entschuldigung, aber es verhungern verdammt noch mal Menschen auf dieser Welt –, wie viele Lebensmittel aus Profitgründen weggeschmissen werden. Laut UNICEF sterben 24 000 Menschen täglich an Unterernährung oder den Folgen davon; andere Zahlen sprechen von weit mehr Menschen, etwa die Hälfte davon Kinder unter fünf Jahren. Nur zum Vergleich: Die

nordfriesische Stadt Husum hat ungefähr 22 000 Einwohner_innen. Meist hat niemand gegen diese Menschen explizit etwas – sie sind im System Kapitalismus einfach nicht wichtig genug. Übersetzt heißt das: Es gibt nicht immer ein explizites Interesse daran, diese Menschen verhungern zu lassen, denn sie sind schlicht egal.

Aktiv etwas gegen den Hunger habe ich natürlich nicht getan, indem ich den Container des Supermarktes plünderte. Aber umgekehrt hätte ich ja ansonsten (weil auch ich nicht von Luft und Liebe lebe) Essen einkaufen müssen. Und dieser Vorgang wiederum hätte etwas bewirkt. Zwar wären die Lebensmittel, die ich dann hätte kaufen müssen, sicherlich nicht an Bedürftige verschenkt worden, wären sie nicht von mir gekauft worden, aber durch meinen Kauf hätte ich eine Nachfrage nach neuen Waren geschaffen. Und hier wird das Ganze spannend, denn Nachfrage nach Waren bedeutet, dass irgendwo neue Lebensmittel herkommen müssen. Und die entstehen schließlich nicht einfach so aus dem Nichts und gelangen dann wie von Zauberhand ins Supermarktregal, sondern müssen produziert werden. Produktion, ganz egal, ob von Lebensmitteln oder von anderen »Produkten«, hat immer Umweltauswirkungen und soziale Konsequenzen. Ich denke da an Pestizid- und Düngemittleinsatz sowie die Auslaugung des Bodens durch Monokulturen, an die Gefährdung der Biodiversität und an den Verlust von Lebensräumen. Mir kommt in den Sinn, dass bestimmte Dinge wie Kaffee oder Soja oder Biospritpflanzen (das Bio zu nennen ist auch ein widerlicher Etikettenschwindel) für den Export angebaut werden, weil deren Weltmarktpreise gerade so sind, dass sie sich eher lohnen als ein Grundnahrungsmittel, obwohl die anbauenden Menschen Hunger leiden. Ich denke an Abhängigkeiten der Bäuer_innen von einigen wenigen Saatgutfirmen, an unterbezahlte Hilfsarbeitende, an Flüchtlinge. Ja, Flüchtlinge. In Griechenland, also an den Außengrenzen der Festung Europa, die sich abschottet gegen alle Menschen, die nicht das Privileg haben, innerhalb der europäischen Grenzen geboren zu sein, arbeiten Menschen für Hungerlöhne, weil sie offiziell gar nicht arbeiten dürfen. Offiziell dürften sie noch nicht einmal dort sein, wo sie sind. Und wenn sie auffallen, werden sie abgeschoben. Nun mag

der eine oder die andere denken, es läge an den Landbesitzer_innen, die zu geringe Löhne zahlen, aber auch das ist zu kurz gedacht. Sind es doch die Großhändler und die Nachfrage nach Billiglebensmitteln, die die einzelnen Erzeuger_innen unter Zugzwang setzen. Und hier kommen dann wieder die Verbrauchenden ins Spiel, die sich entscheiden können, was sie kaufen und dementsprechend, wonach sie Nachfrage schaffen. Aber halt, auch das greift zu kurz: Schließlich haben de facto viele Menschen nicht genug Geld, um sich regional, ökologisch, fair gehandelt und mit Waren aus kleinen, selbstverwalteten Kooperativen zu versorgen. Damit wären wir beim Thema Armut, aber das greift vielleicht an dieser Stelle zu weit. Vielleicht aber gerade nicht, denn solche Gedankengänge zeigen die Komplexität von Sachverhalten auf.

In eine Rede zum Thema Welthunger steigt Erasmus Müller von attac mit den Worten ein: »Als kleiner Junge dachte ich: Hunger in armen Ländern kommt daher, dass da nichts wächst und auch noch ständig Dürre ist.« Damit bringt er prägnant auf den Punkt, was viele Menschen für die Ursache von Armut halten. Das Bild in seinem Kopf entspricht zwar nicht der Realität, aber es wird bewusst erzeugt, denn solange wir daran glauben, kommen wir gar nicht auf die Idee, nach den wahren Gründen für Hunger und Armut zu fragen. Wir kommen nicht einmal auf die Idee, dass in vielen Ländern, in denen Hunger auf der Tagesordnung ganz oben steht, weit mehr wächst als hierzulande, und dass die Böden dort teilweise fruchtbarer sind als hier. Und zudem ist dort nicht das halbe Jahr über Winter und somit anbaufreie Zeit. Aber all das wird uns erst viel später klar – wenn überhaupt.

Erasmus beschreibt das so: »Heute weiß ich: Dass 850 Millionen Menschen hungern, ist ein schmutziges Spiel mit vielen Akteuren. Und wie immer ist es nicht nur Zufall, wenn es jemandem wirtschaftlich dreckig geht.«

Es stellt sich also die Frage, wer an diesem Spiel verdient. Verfolgen wir die Spur von Gewinn, Einfluss, Gestaltungsmöglichkeiten und Geld, landen wir relativ bald in den USA und Europa. Es wäre aber

fatal verkürzt, so zu tun, als stünden Menschen in Europa per se immer auf der Seite der Profitierenden dieses Systems. Denn auch hier – das muss ich wohl niemandem ernsthaft erklären – gibt es Armut. Die sieht hier anders aus, aber auch im reichen Europa gibt es nicht nur Gewinnende. Deswegen müssen wir der Spur weiter folgen und stellen dann schließlich fest, dass das Geld über einige wenige Konzerne bei einigen wenigen Menschen landet. Und abgesichert wird das Ganze durch unterschiedlichste Mechanismen und Abkommen, die versuchen, sich hinter Abkürzungen zu verstecken. Konkret sind das zum Beispiel Weltbank, IWF, WTO, NAFTA und EPAs – sie alle agieren mit dem Ziel der Deregulierung, der Privatisierung und der Erschließung und Kontrolle aller infrage kommenden Märkte weltweit. Damit will ich nicht behaupten, dass im Umkehrschluss gilt, eine Abschaffung dieser Instrumente würde das Grundproblem lösen. Sie sind lediglich Ausdruck der herrschenden Verhältnisse und ihre Abschaffung könnte höchstens ein Schritt von vielen in Richtung einer anders funktionierenden Weltwirtschaftsordnung sein.

Dennoch zur Erklärung, was diese Institutionen genau tun und wie sie ineinander verzahnt sind, hier ein etwas ausführlicheres Beispiel, wieder aus der Rede anlässlich des Welthungertages:

»Kenia. Stell dir vor, du bist Bäuer_in in Kenia. Es ist 1993. Seit du dich erinnern kannst, hast du Weizen angebaut. Den hast du auf dem lokalen Markt verkauft und konntest davon auf dem Markt die restlichen Grundnahrungsmittel für deine Familie einkaufen.

In Europa wird auch Weizen angebaut, und zwar viel zu viel für den europäischen Bedarf. »Macht nichts«, denkt sich die EU. »Der halbe EU-Haushalt ist ja zur Förderung der Landwirtschaft da, also mehrere Zehnmilliarden ECU/Euro. Damit subventionieren wir die Getreideexporte zum Beispiel nach Kenia.« Und das tut sie 1993 so stark, dass EU-Weizen in Kenia auf dem Markt nur noch die Hälfte kostet und damit billiger ist als dein Weizen. Niemand kauft mehr bei dir. Pech gehabt.

Kenia hatte natürlich Zölle gegen billigen Import von Dumpingweizen. Aber: 1993/94 will die kenianische Regierung einen Kredit von Weltbank und Internationalem Währungsfonds

(IWF). ›Kein Problem, gerne‹, sagen Weltbank und IWF. ›Aber dafür müsst ihr ein ›Strukturanpassungsprogramm‹ durchführen.‹ Das heißt: Zölle und Einfuhrbeschränkungen für Grundnahrungsmittel müssen runter, und die spezielle Förderung von Kleinbäuer_innen muss aufhören.

Dahinter stecken zwei Ideen:

1. Große transnationale Konzerne sollen die gleichen Rahmenbedingungen haben wie Kleinbäuer_innen. Das rangiert zynischerweise unter dem Stichwort ›fairer Wettbewerb‹ und lässt völlig die gewaltige Markt- und Lobbymacht dieser Konzerne außer Acht, mit der sie Märkte erobern und ihre kleinen Konkurrent_innen aus dem Feld werfen können. Dass McDonald's, Nestlé und Coca-Cola überall auf der Welt in Massen anzutreffen sind, liegt nicht daran, dass ihre Produkte sonderlich gut schmeckten oder gesund wären.

2. Jedes Land soll sich auf den Export dessen konzentrieren, was es am besten herstellen kann. Diese Produkte soll das Land auf dem Weltmarkt verkaufen und von dem Erlös seine Grundnahrungsmittel ebenfalls auf dem Weltmarkt einkaufen.

Im Falle Kenias hat sich herausgestellt, dass das Kaffee, Tee und vor allem Schnittblumen sind. Kenia ist heute der weltgrößte Exporteur von Blumen für den Norden. Dein Präsident 1993, Daniel arap Moi, findet diese Umstellung gut, denn er ist selbst Großgrundbesitzer und Agrarunternehmer, kann so eine Umstellung bewältigen und durchaus vom Export profitieren. Der Kredit wird also angenommen und in Kenia ›die Struktur angepasst‹.

Du und Millionen anderer kenianischer Kleinbäuer_innen haben jetzt ein Riesenproblem. Du bist leicht verschuldet, hast keine Rücklagen, zu wenig Land und weder Beziehungen noch Schmiergeld, um auf Blumen oder Kaffee umzustellen und billig für den Export zu produzieren. In einem Land, in dem mehr als die Hälfte der Bevölkerung so wie du von der Landwirtschaft gelebt hat, ist das fatal.

Auch in sogenannten Entwicklungsländern geht die Schere also auseinander: Während das Land als Ganzes in Statistiken vielleicht ein bisschen reicher wird, verlieren vor allem Kleinbäuer_innen,

Landlose und Nomad_innen, also der größte Teil der Bevölkerung. Hierbei trifft es aus strukturellen Gründen wie so oft speziell Frauen, die um die siebzig Prozent der weltweit Hungernden ausmachen.

So, du hast jetzt mehrere Möglichkeiten.

1. Du bringst dich um. Das haben in Indien in den letzten Jahren tatsächlich Tausende Bäuer_innen gemacht, die in den Ruin und die Abhängigkeit von transnationalen Saatgutkonzernen getrieben worden waren. Ganz schlechte Lösung. Und deine Familie bleibt ohne dich zurück und weiß immer noch nicht, wo heute Abend das Essen herkommen soll.

2. Du gibst auf und ziehst mit deiner ganzen Familie in den Slum von Nairobi. Das haben schon eine Million Leute vor dir gemacht, sodass mittlerweile sechzig Prozent der Einwohner_innen Nairobis in Slums wohnen. Und wenn du Pech hast, gehören du oder deine Kinder trotzdem zu den rund 20 000 Menschen, die weltweit morgen verhungern werden.

3. Du schaffst irgendwie doch die Umstellung für den Export: Schnittblumen, Kaffee oder Tee. Die Sache hat nur einen großen Haken: Nun bist du von Weltmarktpreisen abhängig, und zwar sowohl von denen für dein Exportprodukt als auch von denen für Grundnahrungsmittel, auf die du laut UNO ja eigentlich ein ›Menschenrecht‹ hast.

Nehmen wir also an, du baust nun Kaffee an. Dann braucht nur irgendein anderer Staat Kaffeepreisdumping zu betreiben, und dein Erlös geht in den Keller. Oder es gibt eine Dürre in einer anderen Erdregion, und der Preis für Reis, Getreide und Mais klettert. Oder der reiche Norden kommt auf die Idee, ›Biosprit‹ in seine Tanks zu packen, und der Preis für Lebensmittel klettert. Oder das Erdöl verdoppelt plötzlich seinen Preis und reißt aufgrund der Ölabhängigkeit der industriellen Landwirtschaft die Preise für Lebensmittel mit hoch. Oder eine Milliarde Menschen in China streben den ressourcenverschwendenden westlichen Fleisch- und Milchkonsum an, und der Preis für alle Lebensmittel steigt. Oder das internationale Finanzkapital sucht einen neuen ›Anlage‹-Markt und spekuliert in großem Stil auf steigende Lebensmittelpreise. Leuten, die hungern, kann man Essen teurer verkaufen, und die Deutsche

Bank bietet mit ihren Agro-Fonds sogar deutschen Kleinanleger_innen die Möglichkeit, mit vom Hunger zu profitieren. Nur bist du ja leider kein_e Investor_in im Norden, sondern immer noch die Bäuer_in in Kenia. Shit happens.

In den letzten zwölf Monaten ließ sich prima beobachten, dass wenn diese preissteigernden Faktoren zusammenkommen, nach Schätzung des Welternährungsprogramms plötzlich 100 Millionen Menschen mehr hungern. Nicht wissen, wo morgen das Essen für sie und ihre Familie herkommen soll. Einfach mal eben so, mehr als die Bevölkerung Deutschlands. Und das nicht, weil da, wo sie wohnen, nichts wachsen würde.

Kurz: Dumping im Norden, erzwungene Liberalisierung im Süden, und aus ist es mit der Selbstversorgung, mit dem Menschenrecht auf Nahrung und mit der sogenannten Ernährungssouveränität. Aus ist es übrigens auch mit der derzeit wieder viel gepriesenen biologischen Vielfalt, wenn überall nur noch der gleiche Monsanto-Quatsch angebaut wird, wenn überall die gleichen Hybrid-Hühner im McDonald's-Burger landen.

Ein weitverbreiteter Fehlschluss ist, dass die Gewinner die durchschnittlichen europäischen und nordamerikanischen Bäuer_innen sind. Das Gegenteil ist der Fall, die stecken selbst arg in der ökonomischen Klemme. Das Geld machen und die Subventionen landen entlang der ganzen Agrarproduktionskette bei transnationalen Konzernen: bei Saatgutkonzernen (Stichwort Monsanto), bei Nahrungsmittelkonzernen (Stichwort Nestlé), beim Großhandel, bei Einzelhandelsketten (Metro-Gruppe, Wal-Mart, ...) und nicht zuletzt bei Fraßfoodkonzernen wie McDonald's, für die ›Liberalisierung‹ bedeutet, überall auf der Welt mit geballter Macht kleine lokale Konkurrenten verdrängen zu können. Feiner Freihandel, wenn am Schluss überall die gleichen Oligopole herrschen.« (alle Zitate nach dem Redemanuskript.)

Die Rede schließt unter anderem mit der Forderung nach Ernährungssouveränität. Konkret bedeutet das: Länder oder besser noch Regionen sollten in der Lage sein, sich weitgehend selbst mit allen zur Grundversorgung notwendigen Lebensmitteln zu versorgen. Ernährungssouveränität bedeutet einen Ausbruch aus

bestehenden Abhängigkeiten und eine Stärkung der kleinbäuerlichen Landwirtschaft sowie das Recht auf Selbstbestimmung, wer wann mit wem und zu welchen Bedingungen zusammenarbeiten möchte. All das gilt es zu erkämpfen.

Damit an dieser Stelle aber erst mal genug zur vielleicht – auch – politischen Komponente des Containers.

Kriegst du da nicht Ärger? Ist das nicht verboten?

Eins nach dem anderen: Eine allgemeingültige Antwort auf diese Fragen gibt es nicht, weil jeder Container anders ist bzw. andere Rahmenbedingungen bestehen. Grundsätzlich gilt: Das ist alles nicht so schlimm, wie es sich die meisten Menschen vorstellen. An vielen Supermärkten stehen die Container schlicht und einfach hinter den Gebäuden, sehen aus wie handelsübliche Mülltonnen und lassen sich einfach aufmachen, wie normale Mülltonnen eben. Und dort liegen entweder schon direkt die Lebensmittel drin oder große blaue Müllsäcke, in denen dann wunderbare Dinge darauf warten, gefunden zu werden. Manchmal stehen da auch bloß große blaue Container, auf denen zynischerweise »Umwelttechnik« steht. »Umwelttechnik« bedeutet übersetzt »Lebensmittelvernichtung«, denn bei diesen Containern handelt es sich um Presscontainer, in denen die weggeworfenen Lebensmittel direkt verpresst und komprimiert werden. Da kann Mensch manchmal Glück haben und es steht doch noch eine Tonne daneben, aber manchmal ist dann eben einfach nichts mehr zu holen.

Juristisch ist das Containern eine Grauzone, denn formal gehört der Müll noch dem Laden und ab Abholung der Müllabfuhr. Deswegen handelt es sich dabei um einen Diebstahl, wobei der Wert des Diebesguts null Euro beträgt. Diebstahl ist zudem ein Delikt, das nicht automatisch verfolgt wird, sondern nur, wenn Anzeige erstattet wird. Es müsste also der »beklaute« Laden Anzeige wegen eines Diebstahls von Waren im Wert von null Euro erstatten. Das ist allerdings selten im Interesse des Ladens, denn für dessen Image ist es wohl eher schädlich, wenn bekannt würde, dass Menschen angezeigt werden, die vom Müll leben wollen.

Ein zusätzliches Hindernis sind Zäune, über die Mensch manchmal drüberklettern muss. Dann kommt als mögliches Delikt noch Hausfriedensbruch hinzu, weil eine »Umfriedung« überwunden wurde. Insgesamt ist die Gefahr allerdings sehr gering, dass dieses »Delikt« verfolgt wird, und sollte es zu Gerichtsprozessen kommen, wäre dies eine weitere öffentliche Plattform, um die Vernichtung von Lebensmitteln zu thematisieren.

Es gibt auch Container, die verschlossen sind. Es ist theoretisch nicht unmöglich, diese aufzubrechen. Das ist allerdings aufwendiger und zudem strafrechtlich auch deutlich gefährlicher, denn dann handelt es sich um schweren Diebstahl, egal ob der Wert der »geklauten« Ware weiterhin null Euro beträgt, und es kommt möglicherweise noch eine Sachbeschädigung hinzu.

Das alles soll nun aber nicht abschrecken, sondern eher animieren, sich doch mal beim Laden nebenan auf dem Parkplatz umzuschauen ... viel Spaß, Erfolg und guten Appetit!

2

Und täglich grüßt der Super-GAU

Strom kommt aus der Steckdose. Die meisten Menschen hören an dieser Stelle auf, sich mit dem Thema Elektrizität auseinanderzusetzen. Aber Strom wächst nicht in der Steckdose und auch nicht auf Bäumen ... Grundsätzlich gilt: Wer sich nicht weiter um den eigenen Strom kümmert, bezieht ihn automatisch vom jeweiligen Monopolanbieter der Region. Das ist entweder ein Stadtwerk oder ganz direkt einer der vier großen Energieversorger E.ON, RWE, EnBW und Vattenfall. Das macht in den meisten Fällen wenig Unterschied, da sich sehr viele Stadtwerke ohnehin von den »großen Vier« beliefern lassen. Diese setzen vor allem auf Kohle- und Atomstrom und vernachlässigen den Bereich der erneuerbaren Energien. Das fast Einzige, wofür erneuerbare Energien gut zu sein scheinen, ist die Imagepflege, weswegen alle Energieversorger mittlerweile damit werben, wie sehr ihnen die Umwelt am Herzen läge. Ich versuche, einen Blick hinter die Kulisse dieses Schmierentheaters eines »ambitionierten Umweltschützers« zu werfen und Handlungsoptionen aufzuzeigen, dem etwas entgegenzusetzen.

Auf großen Werbeflächen zeigte der »Informationskreis KernEnergie« vermeintliche »Klimaschützer der Woche«: Atomkraftwerke. Idyllisch gelegen, umrahmt von grünen Wiesen und bei gutem Wetter fotografiert.

Sie hingen an vielen Orten nur wenige Tage, bis sie verändert wurden: Ein großer schwarzer Totenkopf beispielsweise zierte an Berliner U-Bahnstationen die zuvor so harmlos wirkenden Fotos der Anlagen Brunsbüttel und Biblis. Die Realität ist manchmal zynisch, denn nur wenige Tage später kam es nach einem Brand zu einer

Abschaltung des Kraftwerkes Brunsbüttel. Eifrig wurden daraufhin die Plakate des Reaktors mit weidenden Schafen durch solche eines anderen Atomkraftwerkes ersetzt. Die Wirklichkeit hatte so deutlich zugeschlagen, dass es nicht mehr möglich schien, diesen Reaktor zu bewerben.

Machen wir einen Zeitsprung: Ein Jahr später, im Sommer 2008, treffen sich die Cheflobbyisten der deutschen Atomwirtschaft und versuchen, der Öffentlichkeit und sich selbst die Atomkraft wieder schmackhaft zu machen bzw. als »im Aufschwung befindlich« darzustellen. Die beiden Atommeiler Brunsbüttel und Krümmel stehen seit den Vorfällen von 2007 still. Dennoch veröffentlicht Vattenfall als Betreiber dieser beiden Anlagen in einer Kerntechnik-Zeitschrift eine große Werbeanzeige. Wir kennen sie schon, nur dass diesmal nicht »Informationskreis KernEnergie« daruntersteht, sondern »Vattenfall«. Aber das Foto mit den Schafen vor dem Atommeiler an der Elbe ist geblieben. Der Werbeslogan in der Anzeige lobt das Kraftwerk als aktiven Klimaschützer und rechnet vor, wie viele Tausend Tonnen CO₂ Brunsbüttel pro Jahr einsparen würde. Wer nach den Störfällen 2007 dachte, Vattenfall sei für den Betrieb von AKW zu inkompetent, der hat nun auch die Gewissheit, dass es um mathematische Fähigkeiten bzw. die Liebe zur Ehrlichkeit ähnlich schlecht steht: Ein abgeschaltetes AKW spart überhaupt nichts ein. Außer vielleicht Uran.

Es habe, so bemühte sich Vattenfall-Sprecher Ivo Banek nach den Störfällen eifrig zu versichern, keinerlei Auswirkungen der Zwischenfälle auf sicherheitstechnisch relevante Bereiche der beiden Pannen-AKW gegeben. Ein Transformator, wie er in Krümmel mehrere Tage lang gebrannt habe, sei schließlich ein ganz normales Bauteil und so etwas könne in jedem anderen Kraftwerk auch passieren. Klar, jeder Transformator kann abbrennen – nur dass die Bedrohlichkeit eines Brandes in einem Atomkraftwerk eben doch eine andere ist. Qualm in der Leitwarte, also der Betriebszentrale des Werkes, sei nicht weiter bedenklich. Da behauptet also tatsächlich der Sprecher eines AKW, es sei nicht sicherheitsrelevant, ob die operierenden Techniker mit Atemschutzmasken im Qualm arbeiten würden. Um das Image zu retten, bezeichnet der Konzern